

Wie Gott die Welt, die Menschen erobert (Lucas 12, 49-53)

Autor(en): **Martig, P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **10 (1916)**

Heft 9

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-133813>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Wie Gott die Welt, die Menschen erobert. ¹⁾

Lucas 12, 49—53.

Gebet: Vater im Himmel! Du bist unsere Kraft und Hilfe in allen Nöten, Kämpfen und Mühen unseres Lebens. Du machst uns froh und glücklich, Du sorgest für uns in allen Dingen. Das haben wir auch in der vergangenen Woche wieder erfahren dürfen. Darüber ist unser Herz voll Dank und Freude. Auch jetzt sind unsere Gedanken auf Dich gerichtet. Denn wir wissen, daß Du bei uns bist, daß Du uns Alle erfüllen willst mit neuer Kraft, mit freudigem Vertrauen und starker Zuversicht!

Wir tragen in unsern Herzen den heißen Wunsch, die flehentliche Bitte, daß Dein Reich zu uns kommen möge, zu uns und allen Völkern auf Erden. Auch wir wollen uns in Deinen Dienst stellen. Auf Dich wollen wir unbedingt vertrauen; eintreten wollen wir für Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit, für alle armen, schwachen Brüder! Wir wollen uns nicht fürchten vor dem Hasse, der Verfolgung der Menschen, denn Du bist bei uns, Du hältst und trägst uns! Du tust Dich allen Menschen kund und ziehst sie hinein in Dein Reich, dein Leben; Deine wunderbare Liebe trägt den Sieg davon. Amen."

Liebe Gemeinde! Heute wird also bei uns im Bündnerlande der Missionssonntag gefeiert. Was heißt das? Wie denken wir uns eigentlich die Feier dieses Missionssonntags? Nun, unter dieser Feier verstehen wir in erster Linie eine Missionspredigt, d. h. eine Predigt, die an die christliche Pflicht der Mission unter den Heiden erinnert, die vielleicht auch auf die Erfolge der verschiedenen Missionsgesellschaften bei den heidnischen Völkern hinweist. Dazu gehören ferner Missionsgebete und Missionslieder. Und endlich die Hauptsache: eine Kollekte für die Mission. Das ist der fatale Eindruck, der dabei immer bewußt oder unbewußt erweckt wird, daß eben die Kollekte die Hauptsache sei, daß man es vor allem auf den Geldbeutel der Christen abgesehen habe. Darum rechnet man angelegentlich die großen Ausgaben der Mission

¹⁾ Predigt, gehalten in Chur am 13. Dezember 1914.

vor, darum weist man hin auf die großen Defizite der Gesellschaften. Oft hat es wirklich fast den Anschein, als ob die Größe der Kollekte ein sicherer Gradmesser der Reichgottessehnsucht der einzelnen Christen, der Gemeinden oder ganzer Gegenden und Länder sei. Allein im Ernste kann davon ja gar keine Rede sein. Ich meine und darin werdet wohl auch Ihr mir Recht geben — wenn unsere Missionsfeier in dem Genannten sich erschöpft, so ist damit eigentlich für das Reich Gottes in der Welt gar nichts getan und gewonnen. Und darum eben handelt es sich eigentlich, um die Ausbreitung und Vollendung des Reiches Gottes auf Erden. Die Mission ist also nicht Selbstzweck, sondern sie ist nur ein Mittel zum Zweck, ein Mittel zur Ausbreitung des Evangeliums, des Reiches Gottes unter den heidnischen Völkern. Ueber den praktischen Wert des Mittels und über seine Tauglichkeit zur Erreichung des Endzweckes kann man ja wohl in guten Treuen verschiedener Meinung sein. Tatsächlich wird ja auch an der heutigen Mission, an der Methode, an der Praxis Kritik geübt und ohne Zweifel in mancher Hinsicht mit Recht. Ich bin überzeugt, daß die Leiter der verschiedenen Missionsgesellschaften selbst keineswegs der Meinung sind, daß alles, was sie tun, vollkommen und über jegliche Kritik erhaben sei, daß man nicht manches anders und besser machen könnte. Allein das ist gewiß, so unvollkommen auch noch das Mittel sein mag, so vieles man auch an der Mission aussetzen mag — der Zweck, das Ziel, das man mit diesem Mittel, mit der Mission erreichen will, nämlich die Förderung und Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden — muß jedem lebendigen Christen am Herzen liegen. Es ist gar keine Frage, daß wir als Christen die Pflicht haben, das Evangelium zu allen Menschen und Völkern zu bringen, unser ganzes Leben, unsere Kraft einzusetzen für dieses Gottesreich auf Erden; denn Jesus hat von seinen Jüngern und zu seinen Jüngern gesprochen: Ihr seid das Salz der Erde; so nun aber das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Es ist zu nichts nütze, als daß man es hinausschütte und lasse es die Menschen zertreten. Ihr seid das Licht der Welt. Darum laffet euer Licht leuchten vor den Menschen, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.

Allein, nicht wahr, wir fühlen es alle sofort, daß man diesen Worten Jesu unmöglich gerecht werden kann nur durch ein wenig oder meinetwegen auch ein großes Missionsinteresse, dadurch, daß man mehr oder weniger an die Kosten der Mission beisteuert, daß man aufmerksam die Arbeit der Mission, die Erfolge, die Mühen und Gefahren in den verschiedenen Ländern verfolgt. Denn dabei bleibt alles, was wir tun, nur ein indirektes Tun, das mit der eigentlichen Missionsarbeit, geschweige denn mit der Gottesreichsarbeit, nur in einem sehr losen, äußerlichen Zusammenhange steht. Je heißer aber in uns die Sehnsucht nach dem Reiche Gottes ist, desto mächtiger, lebendiger wird dann auch in uns, in einem jeden Einzelnen, der Drang und Trieb selbst, etwas zu tun für das Gottesreich unter den Menschen, für seine Aus-

breitung und Vollendung unter den Heiden, den Völkern. Und dazu brauchen wir wahrlich nicht Missionar zu werden, die zu den Heiden hinausziehen, sondern wir können ruhig hier bleiben in unserer Heimat, in unsern Verhältnissen, in unserer Arbeit, Stellung, Beruf, und doch direkt mitarbeiten an der wahren und wirklichen Mission, an der Ausbreitung und Vollendung des Gottesreiches auf Erden. Denn, wie heute immer wieder gesagt wird, daß das Schicksal der überseeischen Kolonien der kriegsführenden Staaten auf den Schlachtfeldern Europas entschieden werde, so wird auch der Sieg über das Heidentum nicht draußen, sondern hier bei uns, in der Christenheit erfochten, hier allein kann und muß die Entscheidung fallen. Und das ist nun eben der Punkt, wo wir alle eine Aufgabe haben, als Jünger Jesu, wo wir selbst etwas tun können und sollen. Wie wir alle, ohne Ausnahme am großen Werke des herrlichen Gottesreiches auf Erden beteiligt sind, wie wir daran arbeiten können, das kommt uns zum Bewußtsein, wenn wir an Hand unseres Textes einmal uns zu vergegenwärtigen und klar zu machen suchen: wie Gott die Welt, die Menschheit erobert.

„Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden“, sagt Jesus. Das ist ja zunächst ganz gewiß ein bildlicher Ausdruck und wir müssen uns darum zu allererst darüber klar werden, was dieser bildliche Ausdruck bedeutet, was Jesus damit sagen will. Nun im allgemeinen will Jesus damit zunächst ganz einfach sagen, daß er ein Neues schaffen will auf Erden, daß er in der Welt, in der Menschheit eine Bewegung hervorbringen will. Das Feuer ist immer ein Sinnbild des Geistes, also denkt Jesus ohne Zweifel an eine geistige Bewegung, an die gewaltige, wunderbare, göttliche, treibende Kraft des Geistes. Und wenn wir diese Kraft genauer bestimmen, näher kennen zu lernen suchen, so finden wir, daß das Feuer, das Jesus auf Erden anzünden wollte und auch angezündet hat, nichts anderes ist, als die wunderbare, herrliche Gottesgewißheit, die tiefinnere, überwältigende Gewißheit des Vaters und damit im engsten Zusammenhange die wunderbare, allgewaltige Kraft der Liebe, der Bruderliebe.

In der Tat, wo das ist in der Welt, in einem Menschenherzen, wo ein Mensch des lebendigen Gottes unbedingt gewiß wird und im Vater lebt, erfüllt, durchdrungen, getrieben von der wunderbaren Macht und Kraft der Liebe, da erweist sich das als ein verzehrendes Feuer, als ein Feuer, das alle Angst, Furcht und Sorge verzehrt und alles Vertrauen und Hoehen auf eigene Kraft, auf Menschen; auf irdische, natürliche, materielle Mächte und Gewalten, als ein Feuer, das die Selbstsucht verzehrt und allen Haß, Neid, Born, Ungerechtigkeit, alle Gleichgültigkeit und Hartherzigkeit gegen die Mitmenschen. Ja dadurch, durch die herrliche Gottesgewißheit und durch die Liebe ist immer, zu allen Zeiten der Mensch innerlich, im Geiste gereinigt worden, wie das Gold im Feuer gereinigt wird von allen unreinen Schlacken. Das war vor allem der Fall bei Petrus und den andern Aposteln, bei Paulus und vielen einfachen Christen: durch ihre Gottesgewißheit und

ihre wunderbare Menschenliebe, Bruderliebe, wurden sie gereinigt; sie wurden lebendig und dadurch zu lebendigen Zeugen Gottes, zu wirklichen Aposteln, zu wahrhaftigen Missionaren. — Seht, das ist das erste, das uns durch das Wort Jesu zum Bewußtsein kommt: was Jesus wollte, das war ein Feuer auf Erden, eine treibende Macht in dem Menschen, eine Gärung in der Menschheit, eine mächtige Bewegung. Es ist wirklich nötig, daß man immer und immer wieder darauf hinweist. Denn man scheint es in der Christenheit vergessen zu haben. Das Evangelium Jesu ist fast ganz zu einer neuen Religion geworden mit mehr oder weniger kirchlichen Formen und Zeremonien; zur christlichen Religion, zum sogenannten allgemeinen Christentum, zu einer bloßen Lehre, zu einem schönen Glauben, aber von einem Feuer, von einer gärenden, treibenden Kraft, von einer die Welt revolutionierenden Bewegung ist heutzutage in der Christenheit wenig mehr zu merken. Dieses Christentum, diese christliche Religion oder Lehre, dieser Glaube hat keine Macht und Kraft, wirkt keine tiefgehende Umwandlung der Menschen — es bringt keine Bewegung, keine Gärung hervor in der Welt, sondern läßt die Zustände und Verhältnisse ganz einfach, wie sie sind. Und wie es hier in der Christenheit ist, so ist es natürlich auch in der Mission und auf den Missionsfeldern draußen. Was wird den Heiden gebracht? Ein Feuer, eine Bewegung, Gärung, eine treibende Macht und Kraft? Nein, nicht das, sondern meistens ganz einfach die christliche Religion und Lehre, ein ganz bestimmt formuliertes Glauben, eine Kirche, das Christentum, das wir eben selber haben. Denn das ist ja klar und selbstverständlich, daß wir, die Christenheit, den Heiden nichts anderes, nichts besseres, nicht mehr bringen und geben können, als wir eben selbst haben. Erst wenn in uns selbst wieder das Feuer der Gottesgewißheit, der Brüderlichkeit lodert, wenn Gott in uns das Feuer ist, das Leben, die treibende Macht und Kraft, erst dann wird auch die Mission davon erfüllt werden. Das Feuer wird ganz von selbst um sich greifen von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk. Auch die Heiden werden davon mit Macht im tiefsten Innern erfaßt, ergriffen werden, ja die ganze Welt, alle Zustände und Verhältnisse werden dann von Grund aus umgestaltet werden.

Nicht wahr, wenn wir daran denken, dann begreifen wir ganz gut, daß Jesus damals die Worte hinzufügte: „Was wollte ich lieber — denn es brennete schon?“ Wer wollte sich nicht sehnen darnach, nach diesem herrlichen Gottesreiche auf Erden, nach der wunderbaren Macht und Kraft der Gottesgewißheit und der Bruderliebe? Das war der eine heiße Wunsch, der in der Seele Jesu brannte: den Vater wollte er bringen allen Menschen, nicht nur den Juden, auch den Heiden, sie alle sollten erfaßt werden vom lebendigen Gott und erfüllt sein von der Macht der Liebe. Und dieselbe heiße Sehnsucht erfüllte dann auch wieder den Apostel Paulus; sie trieb ihn rastlos von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Er betrachtete sich als einen Schuldner aller Menschen. Dieses heiße Sehnen, die Menschen

für Gott und sein Reich zu gewinnen, treibt auch heute noch die Missionare hinaus zu den Heiden. Auch in uns lebt dieser Wunsch, dieses Sehnen und dieses Begehren nach dem Gottesreiche, aber je mächtiger und lebendiger diese Sehnsucht in uns ist, desto deutlicher muß es uns zum Bewußtsein kommen, daß wir noch ungeheuer weit davon entfernt sind, desto schmerzlicher und trauriger muß es für uns sein, daß das Feuer, das Jesus auf Erden angezündet hat, noch so klein ist, daß es noch kaum brennt, noch so wenig emporlodert in heller, leuchtender Flamme.

Dieses niederdrückende Gefühl haben wir besonders in unserer Zeit. Wenn wir an diesen Krieg denken, der nun schon seit Monaten in Europa tobt und wütet und der mit unverminderter Heftigkeit, trotz Winter, Regen und Kälte weiter geführt wird in ungeheurer Wut und Erbitterung, wenn wir denken an all den Haß, die Roheit, Brutalität und Gemeinheit, an die Zerstörungswut, die jetzt zum Vorschein kommt, dann will es uns manchmal scheinen, als brenne da überhaupt kein Feuer mehr, das von Gott, von Jesus Christus kommt, als sei jeder Funke der Gottesgewißheit und der Bruderliebe ausgelöscht. Und wie hart, wie gleichgültig sind doch die Menschen, die sich Christen nennen, gegen andere. Wie viel Not, Jammer und Elend ist doch da in den Massen des niedern Volkes und die Menschen gehen achtlos daran vorüber. Die Schwachen werden ausgebeutet und niedergedrückt, mit Füßen getreten von den Starken und Mächtigen. Ungerechtigkeit und Willkür herrscht in der Christenheit, wie bei den heidnischen Völkern. Das ist der traurige, entmutigende Eindruck, der sich uns aufdrängt mit aller Macht. Wohl sind ja auch noch Funken des heiligen, göttlichen Feuers vorhanden. Da und dort leuchten sie empor in der Dunkelheit, nicht nur hier in der Christenheit, sondern auch draußen bei den Heiden, wie die Missionare uns sagen. Es wäre ja auch gar zu traurig, wenn alles erloschen wäre. Aber das genügt uns nicht und kann uns nicht genügen: dieser Funke muß zum lodernden Feuer werden. Gott muß uns und alle Menschen ganz erfüllen, die Liebe muß uns alle umfassen und uns, alle Völker verbinden zu dem großen, herrlichen Gottesreiche. Gibt es für uns etwas Größeres und Herrlicheres, etwas, das wir lieber wollten, nach dem sich unsere Herzen heißer sehnten, als nach dem Vater, dem lebendigen Gott, nach dem allumfassenden Bruderreiche!

Freilich damit, daß wir uns nach Gott, nach der Vollendung seines herrlichen Reiches auf Erden sehnen, ist es noch nicht getan, dadurch ist die Verwirklichung des Gottesreiches noch um keinen Schritt näher gerückt. Sie ist vielmehr an eine unerläßliche Bedingung geknüpft, nämlich wir müssen dafür leiden und Opfer bringen. Das wußte auch Jesus. Deshalb fährt er fort: „Aber ich muß mich zuvor taufen lassen mit seiner Taufe und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde.“ Dabei dachte Jesus ohne Zweifel an seinen Tod, an sein Leiden und Sterben am Kreuze. Dieses Sterben Jesu am

Kreuz für seine Ueberzeugung, für die Menschen, das war der Tatbeweis seiner ungeheuren, unerschütterlichen Gottesgewißheit und seiner wunderbaren Liebe. Damit hat Jesus in der Tat ein Feuer entfacht auf Erden, das nimmermehr erlöschen konnte; er hat eine Bewegung, eine Gärung hervorgebracht in der Menschheit, die nicht zur Ruhe kommen kann, als bis das Gottesreich auf Erden vollendet ist.

Es ist auch heute noch nicht anders geworden: nur durch Leiden und Opfer kann es mit dem Gottesreich auf Erden vorwärts gehen. Nun werdet Ihr mich vielleicht verwundert fragen, wie wir denn für Gott und sein Reich leiden und Opfer bringen können. Das sei ja heutzutage für uns ganz unmöglich. Denn wir leben ja in der Christenheit, mitten unter einem christlichen Volke, in einer christlichen Stadt, und da sei es doch ganz ausgeschlossen, daß man um seines Glaubens und seiner Ueberzeugung willen verfolgt werde, daß man dafür kämpfen, leiden, Opfer bringen müsse. Allerdings, so ist es ja in der Tat, bei uns. In der Christenheit hat der Kampf völlig aufgehört, scheinbar, aber gerade das ist das Fatale, das uns mißtrauisch machen mußte. Denn Jesus hat etwas ganz anderes voraus gesagt. Er fragte seine Jünger: Meineth Ihr etwa, daß ich hergekommen bin, den Frieden zu bringen auf Erden? Ich sage Euch: Nein, sondern die Zwietracht, die Spaltung und Feindschaft oder wie es in einem andern Evangelium heißt: „Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Die Hausgenossen, die nächsten Blutsverwandten werden sich um seinerwillen entzweien, gegen einander auftreten und kämpfen.

Natürlich dachte Jesus bei diesen Worten nicht im Entferntesten an den Krieg, bei dem es sich immer um irdische, weltliche Macht handelt, auch bei dem heutigen Kriege. Es ist eine ganz erstaunliche Verkennung Jesu, seines Denkens und Wesens und dessen, was er wollte, wenn man, wie es ja mehrfach geschehen ist, „nicht Frieden, sondern das Schwert“ eben auf den europäischen Krieg unserer Tage bezogen hat. Es scheint mir etwas ganz Unsinniges zu sein, wenn man glaubt, sich zur Rechtfertigung dieses furchtbaren Krieges, dieses schrecklichen Mordens auf Jesus, auf sein Wort und Evangelium berufen zu können. Jesus und sein Evangelium kommt bei diesem Krieg, bei seiner Entstehung und seinem Verlauf nicht im geringsten in Frage. Es ist vielmehr etwas ganz anderes, das Jesus meint. Wenn z. B. die christliche Kirche, wir Pfarrer in jenen Tagen, Ende Juli einmütig, laut und energisch gegen den Krieg protestiert hätten, wenn die sozialistischen Abgeordneten im Reichstag, in den Parlamenten die Kriegskredite verweigert hätten, dann hätten sie die Wahrheit des Wortes Jesu an sich selbst erfahren; es hätte Spaltung, Uneinigkeit, Unfrieden gegeben, das Schwert d. h. die brutale Macht und Gewalt des Staates hätte sich gegen sie erhoben. Ihre Volksgenossen, ihre nächsten Freunde hätten sich von ihnen abgewandt. Sie wären gehaßt, verflucht worden als Vaterlandsverräter. Und derselbe Haß der Welt, Verfolgung,

brutale Gewalt erhebt sich auch heute noch gegen alle, die es wagen, z. B. gegen den Militarismus aufzutreten, ihn zu verwerfen und überhaupt gegen die Macht und Gewalt des Staates. Höchst empfindlich sind die Menschen ferner, wenn das liebe Geld, wenn ihr Besitz, wenn der Mammon angetastet wird. Da erhebt sich sofort der grimmigste Widerstand, da entfacht sich glühender Haß, bittere Feindschaft. Da kommt der Zwiespalt hinein in die Familien. Das Eintreten für die Armen und Niedrigen, für die Entrechteten und Unterdrückten, für die sogenannten Schlechten, für die lasterhaften, verkommenen Menschen, das Kämpfen für Gerechtigkeit, für Wahrheit — das alles erzeugt auch heute noch immer Haß, Feindschaft, Zwietracht, Spaltung in den Häusern und Familien, in den Gemeinden und im ganzen Volk. Und doch ist es gar keine Frage, daß darin gerade der Geist, die Gesinnung Jesu zum Ausdruck, zur Erscheinung kommt — ja, das hat Jesus ohne allen Zweifel von seinen Jüngern verlangt.

Freilich, das ist richtig, von diesem Kampf, Haß, Spaltung, Zwietracht, von diesem Schwert ist ja heutzutage bei uns nicht viel zu sehen. Aber wißt ihr, warum nicht? Ganz einfach darum, weil wir nicht Jünger Jesu sind, weil wir lieber mit der Welt paktieren und im Frieden leben wollen, als in der treuen Nachfolge Jesu zu leiden und Opfer zu bringen, verachtet, verlacht, verspottet, gehaßt und gemieden zu sein. Wären wir wirkliche Jünger Jesu, machten wir wirklich Ernst mit unserm Glauben — wahrlich alsbald würde auch der Kampf entbrennen, wir bekämen das Kreuz zu fühlen, die brutale Gewalt der Welt.

Und seht, das ist nun eben die eine große Bedingung der Verwirklichung des Gottesreiches in der Welt, daß wir diesen Kampf, diesen Haß der Menschen, der Welt auf uns nehmen, daß wir in diesem Kampfe unsere Gottesgewißheit bewahren, wie auch unsere Liebe zu den Menschen, daß wir trotz allem, freudig, unbedingt auf den Vater vertrauen und an die Menschen glauben. Dadurch wird dann, wie am Kreuze Jesu, Gott herrlich offenbar als die eine, große Wirklichkeit, als gegenwärtige Macht, Kraft und Hilfe, als die wunderbare Macht der Liebe. — Dann erweist sich Gott, unsere Gottesgewißheit, unser Glaube, unsere Zuversicht als ein Feuer, das die Herzen der Menschen erfaßt und ergreift, das alles Gottwidrige in den Menschen, in den Zuständen und Verhältnissen auf Erden verzehrt. Es ist eine umgestaltende Kraft und Macht, eine Gärung und Bewegung in die ganze Menschheit gekommen.

Es ist gar keine Frage: So und so allein erobert Gott die Welt, die Menschheit. Und da müssen wir alle mithelfen. Das Feuer der Liebe, der Gottesgewißheit muß vor allem in uns brennen; Gott muß die Macht und Kraft unseres Lebens sein. Und dann erst, wenn wir, die Christenheit, wirklich lebendig geworden und wenn in uns das Feuer brennt und lodert — dann kann und wird die Missionsarbeit wirklich Erfolg haben. Dann werden auch die Heiden von

dem Feuer erfasst, ergriffen werden. Sie erleben den Vater, den lebendigen Gott und werden mit uns hineingehoben in das herrliche, wunderbare Reich des Geistes, der Liebe, der jubelnden Freude und des Lebens. — Amen. W. Martig.

Das Staatsproblem.¹⁾

Der Staat ist uns wirklich zum Problem geworden, sogar zu einem bereits drückenden Problem, und schon diese Tatsache weist darauf hin, daß die Zeit einer selbstverständlichen Bejahung des Staates vorbei ist. Unsere Zeit unterscheidet sich darin gründlich von früheren, für die der Staat die einfach selbstverständliche Form der Gemeinschaft oder gar noch ein zu erkämpfendes Ziel darstellte. Ein Ideal können wir nicht mehr in ihm sehen; die Ueberzeugung der Griechen und Römer vom unbeschränkten Recht und Wert des Staates gegenüber dem Individuum, oder die der deutschen idealistischen Philosophen von der großen sittlichen und kulturellen Bedeutung des Staates, oder Luthers Ansicht vom Gottesgnadentum der Obrigkeit, oder endlich Calvins theokratisches Ideal in staatlicher Form: diese vier historisch vielleicht bedeutsamsten Formen der Bejahung des Staates sind uns einfach fremd geworden, so verschieden wir uns dabei den einzelnen gegenüber verhalten mögen. Wir nehmen den Staat nicht mehr einfach als eine Selbstverständlichkeit hin, weder mit der für die Antike charakteristischen Staatsbegeisterung, ja Staatsvergötterung, noch mit der den lutherischen Quietismus kennzeichnenden, nur allzuleicht in devote Unterwürfigkeit und eine neue Staatsfreudigkeit umschlagenden Resignation; wir sind aber auch gegenüber der ihm zugemuteten sittlichen und kulturellen Mission und seiner Beurteilung als höchsten sittlichen Gutes sehr skeptisch geworden, und auch seine Verwertung als Werkzeug zur Errichtung der Theokratie, wiewohl uns dem Geiste nach diese Stellungnahme vielleicht am sympathischsten berührt, lehnen wir ab; denn gerade in dieser letzten Stellungnahme, der dasselbe Ziel wie uns vorschwebt und über der das calvinische *solī deo gloria* steht, das auch für uns das richtungweisende Wort ist, sehen wir jene Verquickung auseinanderstrebender Kräfte, die für uns unhaltbar oder doch höchst problematisch geworden ist: die Verquickung staatlicher und göttlicher Kräfte. Wir wollen nicht mehr die Theokratie, sondern das Gottesreich, mit welcher Gegenüberstellung das entscheidende Moment ausgedrückt werden soll, daß wir uns

¹⁾ Referat, gehalten an der religiös-sozialen Konferenz in Reichenau (Graubünden), August 1916.